

arm, als ich zur Welt kam. So hat sich auch niemand über mich gefreut, nur Großvater. Der war aber blind, und konnte mir nicht viel helfen.“

Er beendet die Zeichnung und schiebt das Blatt vor mich hin. Beengt und gespannt sieht er mich an, auf die Kritik wartend. Ausgezeichnet, sage ich ihm — und ich meine es ehrlich.

„Ja, man wird im Leben nicht immer das, was man möchte.“

„Spielt keine Rolle“, seufzt Rodins Sohn. „Wozu braucht man soviel Künstler? Und dann wäre ich vielleicht heute noch närrischer, als ich so schon bin, nicht wahr, Alte? Du weißt ja, auch Mutter hatte nicht viel Gutes von Vaters Kunst!“

„Das stimmt. Sie hatte ihn nur zu bedienen, den Maître. Ja, ja, so ist es“, nickt die Alte, und sprudelnd erzählt sie, was für ein trauriges Leben die Mutter ihres Mannes an der Seite des großen Künstlers hatte. Sie hat sogar seine Gedanken erlauscht, und keiner existierte für sie neben Rodin. Nicht einmal ihr Sohn. Dieser führte ein Hundeleben, vielleicht noch ärger. Keiner kümmerte sich um ihn, er mußte nur Dienstbotenarbeit bei seinem Vater verrichten. Als er zum Regiment kam, interessierte sich Rodin wenig dafür, wie es ihm ging. Lange Jahre wurde er in der Welt herumgeschleudert. Rodin erlaubte ihm nicht einmal, daß er ihn Vater nenne. Als er, ein 30jähriger, ins Vaterhaus zurückkam, behandelte er ihn wie einen Diener, noch schlimmer. Er gab ihm nicht einmal Geld. Ein wenig Essen, dann schickte er ihn in eine Werkstatt, damit er arbeite, obzwar er gern Künstler werden wollte. Damals war Rodin schon ein reicher Mann und weltberühmt.

„Es kamen aus aller Welt große Herren und große Künstler zu ihm auf Besuch, sogar der König von England war einmal bei ihm. An solchen Tagen mußten aber August und seine Mutter von Hause weg. Ach, ein Hundeleben, sage ich Ihnen. Ich sah das alles, ich war schon damals bei ihm. Auch meinetwegen hat ihn der Vater vom Hause weggetrieben, und dabei wäre sein Leben noch unglücklicher gewesen, wenn ich ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Ich war auch dabei, wie Rodin sich endlich entschloß, Madame Rose zu heiraten. Wir waren beide dabei. Papa war damals 50 Jahre alt. Minister Clementel war auch dabei. Gott, das war feierlich. Wir weinten alle. Vor Glück. Wie froh war die arme Frau. Zum ersten Male im Leben war sie glücklich. Nicht sehr lange, denn nach einigen Monaten starb sie. Auch Rodin lebte nicht mehr lange ohne sie. Auch er starb im nächsten Jahr. Das war 1917, bevor er noch meinen Mann adoptiert hatte. Sein Vermögen hinterließ er dem Staate, und meinem Mann nur eine kleine Rente und ein Stübchen hier im Garten. Es reicht aber kaum für Wasser. Es ist noch nicht lange her, da hat der Staat sie erhöht um einige Franken. Bisher hatten wir 7,50 francs pro Tag, nicht viel, gelt?“

„Still, Alte“, ruft Vater August. „Wozu braucht man denn Geld? Ich kann ja arbeiten, und man lebt. Mein Vater wollte mich adoptieren“, wendet er sich dann erklärend zu uns, „aber schon einige Monate vor seinem Tode war sein Geist gestört. Er hatte den guten Willen, das spürte ich. Es ist ja egal, ein jeder weiß doch, daß ich sein Sohn bin. Auch der Staat weiß es. Und das Vermögen ist beim Staat besser aufgehoben als bei mir. Auch ich, wie mein Vater, weiß nicht mit dem Gelde umzugehen. Ich schmeiße es weg und gebe es andern. Warum sollen die nichts haben, das ist ja wahr.“

„Warum klagst du?“ murrte er gegen die Alte. „Alle Künstler sind ja so, und